



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Düntzer, Heinrich: Die Weimarer Gesamtausgabe von Goethes Werken :  
(Schluß.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

gerissen ist. Dadurch wird aber der Gesamteindruck nicht anders. In Deutschland hat man die russischen Eisenbahnpapiere nur nach ihrem Börsenkurs beurteilt; für ein objektives Urteil ist eine solche Grundlage trügerisch, da auf den Börsenkurs Verhältnisse und Operationen einwirken, welche mit den Dingen, auf welche er sich bezieht, oft gar nicht im Zusammenhange stehen.



## Die Weimarer Gesamtausgabe von Goethes Werken.

Von Heinrich Dünker.

(Schluß.)



ir übergehen andre kleinere Versehen, welche auch die neueste Faustausgabe, wenn diese auch an manchen Stellen mit der neuern Kritik Abhilfe geschafft hat, noch entstellen, um uns zu der furchtbar vernachlässigten Satzzeichnung der Ausgabe letzter Hand zu wenden. Freilich ist in den Gedichten und im „Faust“ manches verbessert, aber bei weitem nicht alles. Ganz übermäßig tritt das Komma ein, wo ein stärkeres Zeichen dringend geboten war. Wenige Beispiele werden genügen. In „Alexis und Dora“ wird 75 ff. berichtet, mit welchen Worten das Mädchen den Jüngling in den Garten geladen hat. Dies sollte durch Punkt von dem sich unmittelbar anschließenden „Und so trat ich herein“ getrennt sein. Der erste und zweite Druck haben hier Punkt; statt dessen begnügt sich der neueste, wie die Ausgabe letzter Hand, mit Komma. Ebenso ungehörig wird bald darauf vor dem das gemeinsame Weinen beschreibenden „Du weintest, ich weinte“ ein bloßes Komma statt des die Aufeinanderfolge hervorhebenden Punktes gesetzt. Auch der Gebrauch des Kolons und des Semikolons ist nicht geregelt. Am schlimmsten aber steht es mit den Anführungszeichen. Welch eine bunte Musterkarte hier die Ausgabe letzter Hand bietet, habe ich anderswo gezeigt. Der Herübernahme dieser wilden Willkür, wo zuweilen alle Zeichen fehlen, bald bloß beim Gegenredner, bald bei beiden Rednern stehen, teils bei allen Versen, teils nur am Anfange und Ende der Reden, oder bloße Gedankenstriche diese trennen, dann wieder zugleich mit Anführungszeichen, sollte eine Musterausgabe sich nicht schuldig machen. Die Gedankenstriche spielen in der Ausgabe letzter Hand und der neuesten, ihr darin folgenden eine gar verschiedene Rolle; sie dienen außer der Abtheilung der Reden auch der Andeutung einer Parenthese, der Bezeichnung des Abbrechens, ja ver-

treten auch zuweilen nach der Unsitte des vorigen Jahrhunderts einen bloßen Punkt. In letzterer Beziehung spukt das Zeichen noch heute vielfach in Schillers Werken, wo dieser hohle Gedankenstrich oft auf falsche Gedanken geführt hat. Aber auch bei Goethe fehlt dieser Gebrauch des Gedankenstriches nicht. So ist dieser ganz unbedenklich in einen Punkt oder auch in ein Ausrufungszeichen umzusetzen nach dem vorletzten Verse des Gedichtes „Die Freuden,“ nach „Weg dein Fleiß und deine Ruh“ in „Neue Liebe, neues Leben.“ Als Zeichen der Parenthese sollten nie Gedankenstriche, sondern nach heutigem Gebrauche nur Klammern verwandt werden, wie Goethe sie im Jahre 1800 in den „Neuen Schriften“ in Epigramm 4 und auch einmal im zweiten Bande der Gedichte (S. 254) gebraucht. Die Anwendung desselben Zeichens in ganz verschiedenem Sinne ist verwerflich.

Noch unregelmäßiger als in den Gedichten ist die Interpunktion der Ausgabe letzter Hand im „Faust.“ Freilich ist auch hier in Übereinstimmung mit der neuern Kritik manches geändert, aber viel Ungehöriges hat sich noch erhalten. So findet sich an der Stelle des Punktes oder Ausrufungszeichens ein Gedankenstrich (132 zwei statt Punkt mit einem solchen) oder Komma, letzteres statt eines Semikolons, Kolons oder Ausrufungszeichens, ja 1022 statt eines solchen mit dem eine Pause andeutenden Gedankenstrich, da zwischen beiden Versen Faust und Wagner zu dem Steine vorwärts gehen. Wenn 463 durch Druckfehler von A nach den Worten: „Schon glüh' ich wie von neuem Wein“ statt des durchaus nötigen Punktes Komma steht, so wird dies sonderbar mit „dem raschen Lauf der Rede“ verteidigt, der doch unmöglich das Verhältnis der Sätze zu einander ändern kann. Goethe hat sich mit Recht gegen die den freien Fluß der Rede störende unnötige Kommatisierung erklärt; die neue Ausgabe hat sie häufig in Wegfall gebracht, aber nicht überall, wo es nötig war, wie wir, um nur ein Beispiel von vielen zu geben, noch immer lesen: „Der einst, um Grabesnacht, von Engelslippen klang.“ Zwischen gleichstufig neben einander stehenden Beiwörtern setzt Goethe freilich regelmäßig kein Komma, aber ein solches ist nötig, wo das zweite eine nähere Ausführung oder den Gegensatz des ersten bildet. So möchten wir in „holden, belebenden Blick“ (904), in „überfinnlicher, sinnlicher Freier“ (3534) das überlieferte Komma nicht missen. Bei verstärkender Wiederholung desselben Wortes, wie alles alles, immer immer, leise leise pflegte Goethe kein Komma dazwischentreten zu lassen; wenn die neueste Ausgabe grundsätzlich umgekehrt verfährt, so wollen wir dagegen keinen Einspruch erheben. Auf manche einzelne Stellen, wo uns die Satzzeichnung verfehlt scheint, können wir hier nicht eingehen. Als Zeichen der Parenthese werden auch im „Faust“ zuweilen zwei Gedankenstriche verwandt, wie 2744 f.; aber die alte Satzzeichnung 518: „O Tod! ich kenn's — das ist mein Jamulus —“ scheint uns doch völlig unhaltbar, da der Zusammenhang verlangt: „Ich kenn's! das ist mein Jamulus.“ Im Gebrauch der Anführungs-

zeichen, die freilich im „Faust“ selten zur Anwendung kommen konnten, herrscht dieselbe Ungleichmäßigkeit wie in den Gedichten. 443 ff. stehen solche vor jedem Verse. 1224 wird „im Anfang war das Wort!“ mit kleinem Anfangsbuchstaben, in Anführungszeichen geschlossen, aber nicht die entsprechenden 29, 33 und 37. Sie fehlen 1700, 2823—26, 34—40, 3318; im Intermezzo wird einmal eine Antwort in solche geschlossen (4322), wogegen dies 4333 f. unterbleibt. Die neueste Ausgabe hat hierbei keine Gleichmäßigkeit hergestellt. Wenn S. 258 behauptet wird, die kürzern lyrischen Stellen 1178 ff., 1194 ff. würden im Drucke eingezogen, so ist dies nicht richtig; es geschieht dies auch 1259—1309 und ist rein typographisch, wie wir es z. B. auch in den Gedichten finden, wo die in kleinen Versen mehr in der Mitte beginnen als die mit größern, wovon die beiden Lieder I, S. 98 ein sprechendes Beispiel sind. Daß die Herentüfte in dieser Beziehung abweicht, ist eben ein Versehen des Druckes, das die neueste Ausgabe, wie schon die spätern Cottaschen gethan, hätte berichtigen sollen. Wir bemerken dies, weil ein neuerer Herausgeber solche eingezogenen Stellen ohne weiteres für Gefänge erklärt hat.

Es ist Zeit, daß wir vom „Vorbericht“ zu den uns vorliegenden Bänden übergehen. Im ersten Bande nennt die Einleitung des „Lesarten“ überschriebenen kritischen Anhangs als Bearbeiter der Gedichte Gustav von Löper. Die drei ersten Bände sollen den Inhalt der entsprechenden der Ausgabe letzter Hand wiedergeben. Goethe habe die Sammlung seiner Gedichte mit der Ausgabe von 1815 für abgeschlossen angesehen, dann neue Sammlungen begonnen, die er bei der Ausgabe letzter Hand den gedruckten hinzugefügt habe; diese Ordnung müsse beibehalten werden. Sehen wir näher zu. Im Jahre 1806 wurden die lyrischen Gedichte aus drei verschiedenen Sammlungen zu einem Bande zusammengestellt; die folgende Ausgabe gab zwei Bände Gedichte. Hier waren die Lieder des ersten Bandes vermehrt, eine besondre Abtheilung als gesellige Lieder ausgesondert, die Balladen durch neue erweitert, dagegen die vermischten Gedichte für den zweiten Band zurückgelegt. In diesem wurden sie zwei verschiedenen Abtheilungen zugewiesen, zu welchen dann ganz neue traten. Hierdurch wurde der zweite Band dem ersten fast an Umfang gleich. Hatte diese Ausgabe einen Band der Gedichte mehr gebracht, so sollte die letzter Hand durch zwei vermehrt werden, die, um die Vermehrung deutlich hervortreten zu lassen, als neu von ihnen ganz getrennt sich darstellten. Nur aus diesem Grunde wurden die Gedichte, die eigentlich in Abtheilungen der frühern Bände gehörten, diesen nicht einverleibt, die neuen Balladen und Lieder unter einer sonderbar „lyrisches“ überschriebenen Abtheilung gegeben, nach zwei ganz neuen Abtheilungen Ergänzungen zu den schon vorhandenen „Kunst,“ „Parabolisch,“ „Epigrammatisch,“ dann Übersetzungen („Aus fremden Sprachen“), endlich, um den eigentlich abgeschlossenen, aber zu dünnen Band auszufüllen, die erste Hälfte der „Xenien.“ Es war dies eine sehr bunte, bloß durch den damaligen Zweck be-

stimmt Zusammenstellung, welche diese „dritte Sammlung Gedichte“ bot, von welcher die Ankündigung sagte, sie enthalte „Neues, Bekanntes gesammelt, geordnet und in die gehörigen Verhältnisse gestellt.“ Die am Schlusse nach den Übersetzungen gegebene erste Hälfte der „Xenien“ gehörte gar nicht an diese Stelle, sie sollte nur den Band stärker machen. Die „vierte Sammlung Gedichte“ brachte im vierten Bande nach dem großen Maskenzuge von 1818 (die andern Maskenzüge folgten erst im neunten Bande) Gelegenheitsgedichte („Inschriften, Denk- und Sendebblätter“), sodann eine Abteilung „Dramatisches,“ die den Prolog für Berlin, ein paar Finales, ein für Fürst Radziwill geschriebenes Intermezzo zu „Faust,“ die Bruchstücke des Trauerspiels „Naufikaa“ und, um in dieser ersten Lieferung der Werke etwas höchstbedeutendes Neues zu geben, die eben vollendete „Helena“ enthielt, endlich am Schlusse die zweite Hälfte der „Xenien,“ darunter „manche neue.“ Offenbar gab der Dichter, der sonst das Dramatische vom Lyrischen streng schied, in seinem vierten lyrischen Bande nur deshalb manches Dramatische, das bisher in den Werken noch nicht erschienen oder ganz neu war, um ihm einen den vorhergehenden entsprechenden Umfang zu geben und gleich der ersten Lieferung der neuen Ausgabe durch Unbekanntes eine besondere Anziehung zu verleihen. Der Gedanke, daß diese nicht ganz sachliche, größtenteils aus rein äußern Gründen des Augenblicks gemachte Anordnung für alle Folgezeit maßgebend sein sollte, lag dem Dichter notwendig fern; ihm war es hauptsächlich darum zu thun, daß noch zwei neue Bände Gedichte vor den die lyrische Abteilung abschließenden „Divan“ traten. Demnach erscheint es uns völlig unberechtigt, wenn der neue dritte Band den Inhalt des entsprechenden der Ausgabe letzter Hand in derselben Anordnung wiedergeben soll. Scherer, der diese Ansicht zu begründen gesucht, hat die Veranlassung zur Anordnung des dritten und vierten Bandes nicht beachtet. Sogar den vierten Band will dieser in der Zusammenstellung der Ausgabe letzter Hand beibehalten wissen, etwa mit Weglassung der „Helena,“ doch müsse ihr ehemaliger Platz darin ersichtlich bleiben. Aber wenn Goethe bei der Anordnung der übrigen Bände durch sachliche Gründe bestimmt wurde, so war das beim dritten und vierten nicht der Fall. Jetzt, wo die damaligen äußern Gründe weggefallen sind, haben die Herausgeber nicht bloß das Recht, sondern die Pflicht, das bunte Durcheinander nicht mehr zuzulassen, sie müssen die strenge Sonderung des Dramatischen vom Lyrischen durchführen und die Gedichte des dritten Teiles denjenigen Abteilungen der beiden ersten Teile hinzufügen, unter welche sie gehören. Das haben Riemer und Eckermann richtig erkannt, die von Goethes Grundsätzen doch wohl besser unterrichtet waren als neuere Forscher, abgesehen davon, daß ihr Verfahren hier sachlich geboten war. Vom „Faust“ bringt der vierzehnte Band schon die ursprünglich im vierten Bande mitgeteilte Szene, wonach zu erwarten ist, daß alles Dramatische dieses Bandes an seine Stelle gesetzt werden und der vierte Band nach Zug und Recht nur Lyrisches bringen wird.

Seinen Hauptwert erhält der erste Band durch die hier zum ersten male benutzten handschriftlichen Vorlagen, über die einfacher und zum Teil genauer hätte berichtet werden sollen. Von hervorragender Bedeutung ist die älteste handschriftliche Zusammenstellung von Goethe selbst; umso mehr müssen wir bedauern, daß gar nicht angegeben ist, welche Gedichte sich auf diesen „23 Quartblättern“ finden. Aus dieser waren die Abschriften der Frau von Stein und Herders geflossen, über welche hier das Nötige bemerkt werden mußte. Auch die beiden Sammlungen der „Vermischten Gedichte“ im achten Bande von „Goethes Schriften“ liegen in des Dichters eigener Handschrift vor. Daß diese Abschrift unter zwei Nummern aufgeführt und mit zwei verschiedenen „Siglen“ bezeichnet wird, ist störend. Goethe hat einzelnes geändert, Herder manches, das meist Rechtschreibung und Satzzeichnung betrifft, mit Rötel und roter Tinte bemerkt; nur ein paar größere Gedichte sind von dem Sekretär Vogel eingeschrieben. Auch die zur Ausgabe von 1806 verwandte Handschrift liegt vor; sie ist von der Hand des Schreibers Geist. Über die ältern höchst bedeutenden Handschriften der Elegien und Epigramme berichtet der Herausgeber vor diesen; dort wird auch der handschriftlichen metrischen Bemerkungen W. Schlegels über das zweite Buch der Elegien gedacht, durch deren Mitteilung die neue Ausgabe sich verdient gemacht hat. Auch zu den Epigrammen, Weissagungen und Jahreszeiten werden die meist von Goethe befolgten Bemerkungen des feinsinnigen Kritikers angeführt. Die Handschriften einzelner Gedichte von Goethe selbst und andern werden bei diesen angegeben; übersichtlicher wäre es gewesen, wenn alle, und zwar die Autographen von den Abschriften gesondert, genau verzeichnet würden, besonders auch die wichtigen Notizhefte Goethes, deren erst später gedacht ist.

Gehen wir zum Texte der Gedichte über, so haben wir die Genauigkeit des Druckes zu rühmen, die freilich bei der bedeutenden Hilfe, über welche die Redaktion, die auch einen Generalkorrektor in Professor Seuffert besitzt, zu verfügen hat, leichter zu erreichen war. Den Druckfehler gedrückt statt gedruckt 314, 138 hat der Herausgeber selbst angezeigt, nicht aber den ähnlichen 341, 115. Freilich sind manche Druckfehler der Ausgabe letzter Hand beseitigt, aber bei weitem nicht alle; die Satzzeichnung ist mehrfach verbessert, aber nicht durchgehend (so haben sich u. a. manche unnötige Kommas erhalten), eine Gleichheit der Schreibung nicht überall hergestellt (wie man noch 90, 26 verguldet liest neben vergoldetem 179, 44). Zuweilen sind durch B hereingebrachte oder von C verschuldete oder schon ältere Druckfehler nicht verbessert, wie 156, 3 f. hörte, das den Sinn stört, statt höre, 173, 46 das harte mit so viel Sorgen (statt Sorge) warten, 175, 81 das verschwidrige lebendig geblieben, wo blieben handschriftlich feststeht, 181, 9 das gegen Goethes Sprachgebrauch verstoßende Kreiß' um Kreiße, wo richtig an erster Stelle Kreis im ältesten Druck stand, 284, 78 das sprachwidrige dem (statt den) köstlichen Schatz, 338, 64 an (statt als) ein Vollendetes. Wir müssen uns auf wenige Bei-

spiele beschränken und auf solche, die keiner weiteren Ausführung bedürfen. Wenn man auf Goethes eigne Bestimmung mit Recht so bedeutendes Gewicht legt, so fällt es auf, daß die neue Ausgabe S. 138 gegen den Vers den Druckfehler: „Die weit lieber ein fremdes Lied Als ihr eignes hören“ fortpflanzt, obgleich Goethe in der Handschrift ein gestrichen hat. Von stärkern alten Fehlern, wie man sie neuerdings auch bei andern Klassikern mehr oder weniger sicher entdeckt hat, wollen wir gar nicht reden, ebenso wenig von eignen Versen Goethes, z. B. Verfehlung des Mundartlichen im „Schweizerlied“ S. 153 f., wo Götting machen, lachen verlangt hatte, was Goethe, aber nicht der Korrektor zuließ, der nun auch in der neuesten Ausgabe gegen beide Recht behält. Übrigens verstößt gegen die Mundart, wie längst bemerkt ist, auch sonst einiges, dessen Änderung selbst der Vers 1 f. 9, 17 forderte. So wenig liefert die Ausgabe einen ganz gereinigten Text.

Wenn die auf den Text folgenden „Lesarten,“ die mehr als hundert leider sehr eng gedruckte Seiten einnehmen, auch über die Entstehungszeit der einzelnen Gedichte mit Recht nichts enthalten sollen, so verdankt man es der neuen Ausgabe gern, daß sie einzelne urkundliche Entdeckungen nicht unterdrückt hat. So vernehmen wir mit Freude, daß das gemüthliche Lied „Gesunden,“ dessen Beziehung auf Goethes Gattin längst bekannt war, als Brief am 16. August 1813 von der Haltestation zwischen Weimar und Ilmenau (Stadtilm?) ihr gesandt worden ist, daß das „Stiftungslied“ am Morgen des 2. November 1801, die Ballade „Der Totentanz,“ deren Quelle man bisher vergebens nachgespürt hatte, am 17. April 1813 in Eckartsberga entworfen wurde, nachdem dem Dichter sein Autscher dieses „Thüringerwaldmärchen“ erzählt hatte, daß von den römischen Elegien die zwölfte vom 8. Oktober 1790, die neunzehnte vom 24. Dezember 1789 (dem Tage der Geburt Augusts) datirt ist. Das Verzeichniß der Lesarten der Drucke ist leider nicht so vollständig, wie man erwarten sollte; selbst bedeutendere fehlen. So ist S. 396 übergangen, daß in dem Liede „Bergschloß“ der erste Druck Kellnerin statt Kellnerin hat, welche Form die „Lesarten“ nur aus dem „Stiftungslied“ anführen, S. 408, daß in „Wandrer und Pächterin“ 19 ursprünglich „Sonne vieler Sonnen“ stand, ja das später eingedrungene „aller Sonnen“ scheint bloßer Druckfehler. Auch bei den Epigrammen, wo die Handschriften so reichliche Ausbeute lieferten, wird manches vermißt. So fehlt bei 61 die ursprüngliche Fassung des Schlusses des ersten Verses „Wer kann es entscheiden?“, welche die gegebene Anführung der Lesart vervollständigen muß; erst im Jahre 1800 trat „Kannst du's entscheiden?“ an dessen Stelle. Und auch die Abweichung des Anfangs des Verses in B und C ist übergangen; daß die Änderung in B von Riemer herrührt, erfahren wir jetzt aus der Mitteilung über die Handschrift von 1806. Der Vers war dadurch um eine Silbe zu kurz gekommen; die Ausgabe letzter Hand schob deshalb wohl nach ob ein, wahrscheinlich nach Riemers Vorschlag, der dann in der Quartausgabe statt „ob

wohl es" schrieb „ob es (nicht, wie hier angegeben wird, »ob's«) wohl auch," überzeugt, daß Goethe dies ebenso gebilligt haben würde, wie seine Änderung in der Ausgabe letzter Hand. Wir wissen wohl, daß derartige beispieelsweise angeführte Versehen äußerst schwer zu vermeiden sind, aber bei einer mit solchen Ansprüchen auftretenden Ausgabe sollten auch die Angaben der Lesarten von andern Kundigen vor dem Drucke genau geprüft werden, da hier Über- und Versehen so leicht stattfinden. Dazu kommt, daß bei diesen sowohl in den Zahlen wie in den Siglen der Handschriften und in der Lesart selbst, besonders bei dem gedrängten Satze, nur zu häufig Druckfehler der Verbesserung entgehen. Bemerkt haben wir S. 428, 18 geschlagenen statt geschlungenen.

Hochbedeutend ist die Mitteilung der aus den Handschriften gegebenen, von der Ausgabe letzter Hand noch ausgeschlossenen Gedichte; leider stehen sie mitten unter den Lesarten, wodurch die Übersicht der letztern, die ohnedies wegen der knappen Anführung und des kleinen Druckes die gespannteste Aufmerksamkeit fordern, ganz außerordentlich erschwert wird. Besser wären sie am Schlusse zusammengestellt. Den ersten Rang unter den neuen Mitteilungen nehmen die beiden Elegien ein, deren Unterdrückung schon aus dem Briefwechsel mit Schiller und deren Inhalt im allgemeinen durch Riemer bekannt war. Leider haben wir den vollen Goethe auch jetzt nicht empfangen, dessen Kenntnis den Auswählten vorbehalten bleibt. Von der einen Elegie wird nur die erste, jedenfalls weniger bedeutende Hälfte, gegeben, in der andern sind zwei Lücken (die eine von anderthalb, die andre von einem Verse) bezeichnet. Daß von der letztern „drei Distichen" unterdrückt seien, ist wohl nur ein unrichtiger Ausdruck. Auch zwei andre kleinere, dem Gott Priapus gewidmete Elegien, die Goethe selbst von der für die „Horen" bestimmten Sammlung ausgeschlossen hatte, werden mitgeteilt, aber gleichfalls verstümmelt; an der ersten fehlen das Ende des letzten Hexameters und der darauf folgende Pentameter, in der andern sind, wie der Herausgeber sagt (der Druck zeigt nur die Lücke von V. 4 und 8), drei Distichen unterdrückt, „das letzte [wohl am Schlusse] mit einer Anspielung auf die von Philanio [lies Philanis, wenn nicht etwa der falsche Name in der Elegie steht] erfundenen künstlichen Figuren." Bei den Episteln erwähnen die Lesarten nicht das Bruchstück, welches Riemer einer dritten zuschrieb. Eine kurze Begründung dieser Auslassung wäre wohl an der Stelle gewesen. Fast noch schlimmer wie bei den Elegien kommen wir bei den Epigrammen weg; freilich werden hier manche von Goethe ausgeschlossene, zum großen Teile schon längst bekannte gegeben, doch viele als unmitteilbar zurückgehalten. Zum ersten male gedruckt erscheinen hier, wenn wir recht gezählt haben, 17 Epigramme in 26 Distichen, zum Teil nicht ohne Unterdrückung (einzelne derselben waren schon vollständig bekannt); vorenthalten werden uns, mit Ausnahme des Anfangs und etwa des Schlusses, 12 in 21 Distichen. Unter den uns verschlossenen würden besonders anziehend sein die sieben Distichen, welche den Besuch bei den Lacerten be-

schreiben; verraten wird uns nur der Anfang: „Seid ihr ein Fremder, mein Herr?“ Ihnen folgte eines, das wir nicht ohne eine dem Gedanken nach freilich leicht auszufüllende Lücke erhalten: „Kaffee wollen wir trinken, mein Herr. . . . Hab' ich doch, Freunde, mit Recht immer den Kaffee gehaßt.“ Bei solcher Scheu fällt es auf, daß das auch gerade nicht feine, dazu persönlich verletzende Epigramm auf den jüngern Campe Gnade gefunden hat. Und widerspricht diese Enthaltbarkeit nicht der bei den gedruckten Elegien herrschenden Freiheit? Ja es hätte dann auch hie und da eine derbere Lesart nicht verzeichnet werden dürfen, wie z. B. in den Elegien 230 „sich auf den Rücken gelegt.“ Bedenklich erscheint diese Beschränkung besonders für den vierten Band, in welchem die zahlreichen noch ungedruckten kleinen Gedichte erscheinen sollen. Sind doch selbst die in vielen Drucken verbreiteten Stenzen „Das Tagebuch“ von unsrer Ausgabe ausgeschlossen, weil nach Eckermanns Zeugnis aus dem Sommer 1832 dieses und andre auf der Weimarer Bibliothek niedergelegte, ungedruckte Gedichte „niemals veröffentlicht werden sollten.“ Daß Goethes Äußerung so bestimmt gelaute habe, dürfte man doch bezweifeln; er meinte wohl nur, die Dichtung solle in nächster Zeit nicht bekannt gemacht werden, behielt ihre Veröffentlichung einer spätern Vor, und deshalb vernichtete er sie nicht.

Kurz fassen müssen wir uns über den „Faust.“ Die bedeutendste handschriftliche Mitteilung bot die vom Herausgeber Erich Schmidt entdeckte alte Abschrift der ersten Fassung von 1774/75, die freilich nur selten zur Textbestimmung verwandt werden kann. Sonst haben von bisher nicht benutzten Handschriften neun Verse des Vorspiels, der Schluß des Prologs im Himmel, dann vier Verse zwischen Martha und Mephistopheles im Garten, die Domszene und endlich zwei Strophen des Walpurgisnachtstraumes vorgelegen, alle ohne besondere Bedeutung. Bei den Drucken, die hier, abweichend von den Gedichten, den Handschriften vorangehen, müssen wir es als irrig bezeichnen, wenn die Proben im „Morgenblatt“ (April und Mai 1808) als dem Drucke in der neuen Ausgabe der Werke vorangehend betrachtet werden; sie wurden nach dem betreffenden Bande der Werke gedruckt, sodaß ihre Abweichungen willkürlich sind. Auch scheint es uns sehr überflüssig, daß das Motto der betreffenden Nummern angegeben wird, dessen Wahl einzig vom Herausgeber der Zeitschrift abhing. Die Einzelausgabe des „Faust“ von 1808 ist gleichfalls aus dem Drucke der Werke hervorgegangen. Auch der die Jahreszahl 1816 tragende „Faust“ beruht auf derselben Vorlage mit dem neunten Bande der Ausgabe der Werke, von welcher 1817 Band 9 bis 14 erschienen. Goethe hatte zu dieser den „Faust“ neu durchgesehen und dabei die Verse 2750 und 3578 geändert, aber leider ward diese ganze Ausgabe sehr nachlässig gedruckt. Schmidt bemerkt, daß es neben dem ersten Abdruck des neunten Bandes einen zweiten auf grauem Papier giebt, der sich durch neue Druckfehler kenntlich macht.

Der Herausgeber hat, wie in der Rechtschreibung und Satzzeichnung, auch

Grenzbotten I. 1888.

sonst manche Fehler der Ausgabe letzter Hand verbessert, aber andre beibehalten. Wir erwähnen nur wenig. 503 verteidigt er Wehe statt Webe als berechnete Änderung von B durch Beziehung auf das vorhergehende „In Lebensfluten, im Thatensturm“; denn wie „Wall' ich auf und ab“ mit „Lebensfluten“ korrespondire, so „Wehe hin und her“ mit „Thatensturm.“ Aber wallen deutet doch keineswegs auf das Element des Wassers, und durch eine so ängstliche Rückbeziehung gewinnt die Stelle nicht. Auch meidet Goethe nicht so sehr die Wiederholung desselben Wortes, daß das 506 folgende „Ein wechselnd Leben“ stören könnte. 2174 scheint in der Antwort von Frosch an Siebel die ältere Lesart Laß vor dem in A eingeführten Laßt den Vorzug zu verdienen. Vor 2450 läßt der erste Druck die Tiere dem Mephistopheles eine zerbrochene Krone mit großem Geschrei bringen. Das zerbrochene ist später weggefallen, aber zerbrochen muß die Krone doch sein, wenn die Tiere ihn bitten, sie zu leimen. Dem widerspricht es nicht, wenn die Tiere durch das ungeschickte Umgehen mit der Krone sie „in zwei Stücke zerbrechen,“ mit denen sie dann herumspringen, sodaß an keine Herstellung der Krone weiter zu denken ist. Daß in der Bemerkung vor 2532 in den Worten „die ihr zum Pult dienen und die Fackel halten müssen“ die Mehrheit Fackeln nötig sei, glaube ich erwiesen zu haben. Wenn 2757 erst B dem Verse einen überflüssigen Fuß gab: „Mir läuft ein Schauer über'n ganzen Leib,“ so halte ich dies für ein Verssehen des Setzers, dem die Redensart „am ganzen Leibe zittern“ vorschwebte; bei dem hier gebrauchten Ausdruck wird ganz nicht hinzugefügt. 3028 hat erst A statt Nachbars Marthen das von Schmidt beibehaltene seltsame Nachbar' Marthen gebracht. Nachbar' wäre doch eine sonderbare Abkürzung für Nachbarin, wofür die erste Fassung 2668 Nachbrinn hat, während sie hier Nachbaar schreibt. 4103 f.: „Der nicht einmal zum tücht'gen Schaden Der Menschen und der Welt gereicht,“ verlangt der Sprachgebrauch die Änderung Den Menschen. 4244 fordert der jambische Vers „Lernen es (statt 's) von uns beiden.“

Schon Riemer hatte aus Goethes Papieren „Paralipomena zu Faust,“ meist zum ersten Teil, gegeben. Viel zahlreicher und genauer sind die Mitteilungen, die wir hier erhalten; es sind bald bloße Andeutungen des Inhalts, bald kleinere oder größere Ausführungen, von denen die bedeutendsten früher schon gedruckt waren; auch ein merkwürdiges Excerpt zur Walpurgisnacht wird gegeben und erläutert. Manches Rätsel ist hier noch zu lösen, wobei Schmidts genaue Bezeichnung des handschriftlichen Befundes Zeitpunkt bietet. Auf den Text des ersten Teiles läßt Schmidt noch die Szene „Zwei Teufelchen“ folgen, welche die Ausgabe letzter Hand im vierten Bande brachte. Die „Lesarten“ schließen mit „Weimarischen Inszenierungsversuchen. Zum Radziwiłłschen Faust. Monodrama.“ Das letztere, das im Tagebuch unter dem 17. Mai 1815 erwähnt wird, ist besonders merkwürdig durch den Versuch, auf den ersten Monolog unmittelbar den größten Teil des zweiten mit 19 die Stelle 629—685 ersetzenden

neuen Versen folgen zu lassen. Dieses „verkürzte Melodram“ auf die Bühne zu bringen, könnte wohl einen Tonseher reizen; wenigstens würde er sich durch keine Willkür am Dichter versündigen. Wir scheiden von Schmidt mit Dank für die reichen Mitteilungen, wenn wir auch gegen seine Textgestaltung manches zu erinnern fanden, ja sie nicht für einen wesentlichen Fortschritt halten können.

Auch der drei Bände der „Tagebücher“ und der „Briefe“ können wir nur kurz gedenken. Der Band der „Tagebücher“ beginnt mit der Schweizerreise von 1775, das eine weinheitere Strophe, die erste Fassung des Liedes „Auf dem See,“ des Grußes an Vili, und der später umgestalteten, „Hoffnung“ überschriebenen Verse enthält. Warum letztere hier nicht abgedruckt sind, verstehe ich nicht. Meine Vermutung, daß Riemer die Zeitbestimmung dieser Verse hieraus genommen habe, hat sich bestätigt. Manches macht das kleine Oktavheftchen anziehend; einzelnes bleibt rätselhaft. Die Reiseangabe ist in „Wahrheit und Dichtung“ fast wörtlich benutzt. Darauf folgt der bekannte Anfang eines Reisetagebuchs aus Eberstadt und Weinheim vom 30. Oktober 1775. Der durch so viele Mitteilungen verdiente Archivrat Burkhart hat die bisher nur aus schlechten Abschriften nachlässig herausgegebenen Weimarer Tagebücher vom März 1778 bis 1782 nach sorgfältiger Vergleichung der Urschrift gegeben, sodaß wir meist eine feste Grundlage erhalten, während wir früher auf oft sehr kühne Vermutungen angewiesen waren, wenn auch das Bedeutendste längst richtig herausgefunden ist. Da auf alle Erläuterungen verzichtet werden mußte, nur die Namen der durch Planeten bezeichneten Personen und die „abgekürzten oder inkorrekten Namen und andre nicht sogleich verständliche Wortbilder (?)“, leider nicht vollständig und genau, angegeben sind, so ist vieles dem nicht mit den Verhältnissen vertrauten unverständlich oder verleitet gar zu Mißverständnissen. Auch jetzt bleibt manches noch zweifelhaft, andres ist verfehlt. Erst neuerdings wurde eine genaue Angabe über den Würzburger Aufenthalt vom Dezember 1776 in das Tagebuch eingelegt. Zur Schweizerreise sind einige unbekannte Blätter benutzt. Es war nicht zu vermeiden, daß das neuerdings im zweiten Bande der Schriften der Goethegesellschaft gegebene umfangreiche Tagebuch an Frau von Stein, das von Karlsbad bis Rom reicht, hier wieder abgedruckt wurde. Einzelne Druckfehler wurden diesmal verbessert, aber nicht alle. Den Schluß bilden die gleichfalls schon bekannten Aufzeichnungen vom März bis zum Mai 1787.

Bedenklich scheint uns die Herausgabe sämtlicher vorhandenen Briefe nach der Zeitfolge. Ich weiß, daß Goethe selbst sich im Januar 1831 für Eckermanns Plan einer „gemischten Ausgabe“ nach Jahren erklärte, und erkenne die dafür angeführten Gründe in ihrem Werte an; aber Eckermann urteilte bloß nach Einsicht der Briefe von 1807 bis 1809. Schon die gleiche Zusammenstellung im „Jungen Goethe“ habe ich nie für zweckmäßig halten können, obgleich wir dort neben den Briefen alle gleichzeitigen dichterischen Erzeugnisse erhalten, und die Zahl der Briefe in den Jahren bis 1775 viel beschränkter ist.

Briefwechsel erhalten gerade durch ihren Zusammenhang besondern Wert. Auch da, wo dieser dadurch, daß wir nur die Briefe von einer Seite, nicht auch die Antworten erhalten, eine Störung erleidet, wirkt die fortlaufende Verbindung anziehend. Dagegen büßen sie gleichsam ihren vollen Lebensatem ein, wenn sie immerfort durch andre, meist ohne jede innere und äußere Verbindung mit ihnen stehende unterbrochen werden. Freilich ist der Schreiber immer derselbe, aber in wie verschiednen, sich meist einander ausschließenden Verhältnissen tritt er uns entgegen! Nun denke man sich massenhafte an dieselbe Person gerichtete Briefe, wie die an Frau von Stein, an den Herzog, an Schiller, Zelter, Voigt, durch ganz einzeln stehende, wie hineingeschneite unterbrochen! Wie sehr verlieren sie, wenn man auch meist die Herzenssprache einer tief und rein empfindenden Seele durchhört, an ihrer wirklichen Bedeutung! Und trotzdem sollen die Käufer der Briefe, welche die vollständigen umfangreichen Briefsammlungen mit den nötigen Erläuterungen besitzen, diese noch einmal kaufen, damit man neben einander alle Briefe lese, wie sie Goethe geschrieben hat. Ich will gar nicht der Schwierigkeit gedenken, welche dadurch entsteht, daß bei manchen Briefen, wie z. B. häufig bei den an Frau von Stein gerichteten, die Datirung mehr oder weniger zweifelhaft ist und man demnach doch nicht die Folge streng inne halten oder verbürgen kann, ich will nicht hervorheben, daß wir nur einen Teil der wirklich von Goethe geschriebenen Briefe besitzen, und so der Vorteil verloren geht, seine vielseitigen Beziehungen zu derselben Zeit ins volle Licht zu setzen. Die großen Briefsammlungen müssen als ein Ganzes gegeben werden, womit Goethe selbst den Anfang gemacht hat (auch die Briefe an Restner und Lavater); einzelne Briefe an verschiedne mag man immer in der Zeitfolge zusammenstellen.

Die uns vorliegenden beiden Bände der Briefe von 1764 bis 1775 hat W. von Biedermann herausgegeben, nur die an die Schwester, Behrisch, Defer und dessen Tochter Friederike, sowie die Straßburger in einer Kladde erhaltenen hat Schmidt geliefert. Bei allen wurde die Urschrift verglichen, wo sie erreichbar war. In den an Cornelia und Behrisch geschriebenen sind manche Fehler des Goethe-Jahrbuchs, leider nicht alle, verbessert worden. Neu sind nur drei neuerdings angekaufte Geschäftsbriefe an den Dr. juris Steche in Göttingen und ein sehr merkwürdiger an Fritz Stolberg vom 26. Oktober 1775, dessen Entwurf sich unter ganz andern Papieren verloren fand. Leider mußten wir zu unserm Schrecken vernehmen, daß die beiden bedeutenden Straßburger Briefe, in denen Goethe im Juli und Dezember 1770 sich vertraulich an Horn erging, im Archiv nicht mehr zu finden waren. Ihr Verschwinden wird vielleicht ein Rätsel bleiben, während sich wohl noch ermitteln lassen dürfte, wie die beiden aus einem Paket des Archivs genommenen Szenen Valentins und der Walpurgisnacht nach Berlin gekommen sind, wo Friedrich Wilhelm IV. sie am 31. Juli 1841 der königlichen Bibliothek schenkte.